



Christine Riegel
Barbara Stauber
Erol Yildiz (Hrsg.)

LebensWegeStrategien

Familiale Aushandlungsprozesse
in der Migrationsgesellschaft

LebensWegeStrategien

Christine Riegel
Barbara Stauber
Erol Yıldız (Hrsg.)

LebensWegeStrategien

Familiale Aushandlungsprozesse in
der Migrationsgesellschaft

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2018

Gefördert durch:

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft

FWF Der Wissenschaftsfonds.

FNSNF
SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-2117-7 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1105-5 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Lektorat: Nadine Jenke, Potsdam; Margret Haider, Innsbruck

Satz: Bernd Burkart, Weinstadt-Baach

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

Inhalt

LebensWegeStrategien. Zur Einführung in eine Studie zu Alltagspraktiken, Lebenswegen und familialen Aushandlungsprozessen in migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen	9
<i>Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yildiz</i>	
1 Theoretische Bezüge	17
1.1 Überlegungen zur Konzeptionalisierung des Begriffs der Lebensstrategie – Verschiebungen und Transkodierungen im Kontext hegemonialer Diskurse	17
<i>Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yildiz</i>	
1.2 Biographie und Positionierung – zur Rekonstruktion subjektiver Möglichkeitsräume in der Migrationsgesellschaft	26
<i>Gwendolyn Gilliéron, Sevda Can Güneş und Christine Riegel</i>	
1.3 Familien im Kontext von Migration – theoretische Überlegungen zu familialen Aushandlungsprozessen im Kontext gesellschaftlicher Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse	36
<i>Christine Riegel und Barbara Stauber</i>	
1.4 Bildung und (Erwerbs-)Arbeit in der Migrationsgesellschaft – widersprüchliche Voraussetzungen für Familien mit Migrationsgeschichte	52
<i>Lalitha Chamakalayil, Christine Riegel und Safiye Yildiz</i>	

2	Methodologische Perspektiven	71
2.1	Methodischer Zugang und methodologische Implikationen der Studie <i>Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yildiz</i>	71
2.2	Herausforderungen forschender Praxis <i>Lalitha Chamakalayil, Sevda Can Güneş und Miriam Hill</i>	83
3	Fallanalysen und Forschungsfeld	93
3.1	Forschungsorte – eine deskriptive Annäherung <i>Lalitha Chamakalayil, Gwendolyn Gilliéron, Sevda Can Güneş, Miriam Hill und Julia Tschuggnall</i>	93
3.2	„Nicht nach Österreich gekommen, um herumzuspazieren . . .“ Von den Anstrengungen einer Migrationsfamilie, sich zu etablieren – Fallanalyse Familie Hasic <i>Miriam Hill und Julia Tschuggnall</i>	105
3.3	„Ich mache Leben lernen.“ Selbstverwirklichung unter erschweren Bedingungen – Fallanalyse Familie Bulut <i>Gwendolyn Gilliéron und Sevda Can Güneş</i>	121
3.4	„Wir wollten unbedingt, dass er akademisch weitermacht.“ Gegenderte Diskriminierungserfahrungen und familiale Entscheidungen in transnational verfolgten Bildungsprozessen – Fallanalyse Familie Toprak <i>Safiye Yildiz</i>	145
3.5	„Denn wenn du schon promoviert hast, dann willst du auch dorthin gehen, wo die besten Perspektiven für das Feld sind.“ Globalisierte Karrierewege als Motor für Migration – Fallanalyse Familie Patel <i>Lalitha Chamakalayil</i>	159

4	Lebensstrategien im Kontext von Familie und Migration – übergreifende Ergebnisse	185
4.1	Lebensstrategien im Kontext von Bildung <i>Gwendolyn Gilliéron und Safiye Yildiz</i>	185
4.2	Lebensstrategien im Kontext von (Erwerbs-)Arbeit <i>Lalitha Chamakalayil und Julia Tschuggnall</i>	203
4.3	Intergenerationale Bezüge und die Frage der Tradierung von Lebensstrategien – theoretische Überlegungen und empirische Erkenntnisse <i>Lalitha Chamakalayil, Christine Riegel und Barbara Stauber</i>	223
4.4	Transnationales Leben – von familialen Praktiken im Kontext von Migration <i>Miriam Hill und Julia Tschuggnall</i>	250
4.5	Positionierungen und Aushandlungsprozesse im städtischen Raum. <i>Lalitha Chamakalayil, Gwendolyn Gilliéron, Sevda Can Güneş, Miriam Hill und Julia Tschuggnall</i>	264
5	Von der Peripherie ins Zentrum – eine andere Sicht der Dinge	281
5.1	Zentrale Ergebnisse	281
5.2	Was gegen einen „Methodologischen Nationalismus“ spricht	284
5.3	Zur Relevanz kontrapunktisch-postmigrantischer Lesarten.	285
5.4	Familiale Praxen als „Transtopien“	286
5.5	Marginalisierte Stadtteile als Raum der Vielheit	289
5.6	Selbstkritische Migrationsforschung	290
5.7	Forschung als politische Haltung	291
	Literaturverzeichnis	293
	Autor_innen	319

LebensWegeStrategien. Zur Einführung in eine Studie zu Alltagspraktiken, Lebenswegen und familialen Aushandlungsprozessen in migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen

Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yildiz

Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Verhältnisse, die durch soziale Ungleichheiten und Hegemonien geprägt sind, wird im vorliegenden Forschungsprojekt der Frage nachgegangen, wie Menschen ihr Leben unter restriktiven Bedingungen gestalten. Wie gelingt es ihnen in sozialen Kontexten, die tendenziell als marginalisiert und deprivilegiert bezeichnet werden können, handlungsfähig zu bleiben und Perspektiven und Spielräume zu entwickeln, um die gegebenen Verhältnisse und die darin nahegelegten Handlungs- und Lebensmöglichkeiten nicht nur zu bewältigen, sondern gegebenenfalls auch zu erweitern?

Mit diesem Erkenntnisinteresse wird auf den Umstand Bezug genommen, dass im Rahmen migrationsgesellschaftlicher Verhältnisse und sozialer und räumlicher Segregation ungleiche Lebensbedingungen bestehen, dass Menschen in diesen Verhältnissen unterschiedlich positioniert sind und über ungleiche Zugänge zu sozial relevanten Ressourcen und Privilegien verfügen.

Im Fokus stehen die sozialen Kontexte Migration und Familie und ihre Bedeutung für die Handlungsmöglichkeiten und Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Es wird danach gefragt, welche Lebenswege und -perspektiven, welche alltäglichen Praktiken und Handlungsweisen unter migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen und vor dem Hintergrund einer familialen Migrationsgeschichte entwickelt werden und welche Aushandlungsprozesse innerhalb von Familien – zwischen Generationen und im Geschlechterverhältnis – damit verbunden sind.

Dementsprechend wurden Familien in die Untersuchung einbezogen, die über eine Migrationsgeschichte verfügen und die in Stadtteilen leben, die strukturell benachteiligt sind und als marginalisiert gelten. Eine mehrfache Benachteiligung scheint für marginalisierte Stadtteile charakteristisch zu sein (vgl. Ottersbach 2004).

Nun sind praktisch alle zentralen Begriffe, die wir für diesen Forschungsumriss brauchen, hochgradig mit Bildern, Zuschreibungen und Normativen aufgeladen. Und auch der Titel des Projekts „Lebensstrategien von Migrationsfamilien

in marginalisierten Stadtteilen“ legt möglicherweise bestimmte Zuschreibungen oder zumindest Pauschalisierungen nahe. Insofern ist es wichtig zu betonen, dass das Erkenntnisinteresse sowie die Fokussierung auf Menschen in marginalisierten Räumen und Lebenslagen nicht auf einer defizitorientierten Forschungsperspektive basieren – einem Blick, der gerade auch im Zusammenhang mit Migration nicht selten mit einer stark zuschreibenden, pauschalisierenden und kulturalisierenden Sichtweise einhergeht. Denn solche Perspektiven sind nach wie vor in öffentlichen und auch wissenschaftlichen Diskursen existent und gesellschaftlich wirksam, auch wenn in der Forschungslandschaft Perspektivwechsel zu konstatieren sind: Seit den 1990er Jahren werden in der deutschsprachigen Migrationsforschung vermehrt ressourcenorientierte Ansätze verfolgt und strukturelle Voraussetzungen stärker berücksichtigt. Zudem haben mit dem Jahrtausendwechsel zunehmend Cultural und Postcolonial Studies sowie rassismuskritische und hegemoniekritische Ansätze andere, machtkritische und praxisbezogene Perspektiven auf die Migrationsgesellschaft und damit verbundene Lebenswelten relevant gesetzt.

Dem Erkenntnis- und Forschungsinteresse des vorliegenden Projekts liegt also ein theoretischer Ansatz zugrunde, der *zum einen* Menschen als aktive, gestaltende Subjekte und Akteur_innen begreift und dabei eine Subjekt- und Agency-Perspektive stark macht. *Zum anderen* bezieht er die machtvollen, ungleichheitsstrukturierenden gesellschaftlichen Verhältnisse ein und lässt ihre rahmenden, ermöglichenden, aber auch beschränkenden Bedingungen nicht außer Acht. In diesem spannungsreichen und dialektischen Verhältnis von Struktur und Subjekt bzw. der beschränkenden gesellschaftlichen Bedingungen und der Handlungsfähigkeit/Agency der Subjekte – sowohl mit Bezügen zu macht-, dominanz- und ungleichheitstheoretischen Ansätzen als auch mit praxeologischen und subjektwissenschaftlichen Bezügen – werden in diesem Forschungsprojekt Alltagspraxen sowie Lebenswege und -strategien von Familien mit einer Migrationsgeschichte, die in sogenannten marginalisierten Stadtteilen leben, in den Blick genommen und untersucht.

Entsprechend soll der Titel des vorliegenden Buches „LebensWegeStrategien“ den Schwenk eines Fokus, weg von problematisierenden und kulturalisierenden Bildern über Familien im Kontext von Migration hin zu subjektiven Perspektiven und Lebenserfahrungen der Familien, signalisieren. Die sozialen Bedingungen vor Ort, die gesellschaftlichen Kontexte wie auch die Lebenswege, alltäglichen Praktiken und Aushandlungsprozesse von und in Familien wurden zum Ausgangspunkt der Studie. Wir nahmen eine Blickverschiebung vor und fragten danach, wie Familien und Familienmitglieder in verschiedenen Konstellationen und Generationenbeziehungen mit hegemonialen, diskriminierenden und marginalisierenden Verhältnissen umgehen, über welche Potentiale sie verfügen und welche Praktiken, Orientierungen und Positionierungsprozesse mit Blick auf ihre Lebensgestaltung daraus hervorgehen. Es ging uns darum, kontext- und situationsbezogene Relevanzstrukturen zu entdecken und deren spezifische Bedeu-

tung für den Vergesellschaftungsprozess und die Umgangsweisen der Einzelnen wie der Familien zu rekonstruieren. Dabei wird von Familie als einem komplexen inter-generationalen Beziehungsgeflecht ausgegangen und in der Forschung werden sowohl kollektive als auch individuelle Alltagspraktiken und Handlungslogiken der verschiedenen (Familien-)Mitglieder in ihrer Verschränkung in den Blick genommen.

Vor diesem Hintergrund wurde die Studie „Lebensstrategien von Migrationsfamilien in marginalisierten Stadtteilen“ als qualitativ-rekonstruktive Untersuchung in ausgewählten Stadtteilen in Deutschland, Österreich und der Schweiz mit einer komplementär-vergleichenden Perspektive durchgeführt. Dieses länderübergreifend kooperierende Deutschland-Österreich-Schweiz-Projekt wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), den Schweizer Nationalfonds (SNF) und den Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) von Oktober 2012 bis September 2017 gefördert.

Das Projekt wurde unter der Leitung von Thomas Geisen (Teilprojekt Schweiz; Fachhochschule Nordwestschweiz, Olten), Erol Yıldız (Teilprojekt Österreich; Universität Innsbruck), Christine Riegel (Teilprojekt Deutschland; Pädagogische Hochschule Freiburg) und Barbara Stauber (Teilprojekt Deutschland; Universität Tübingen) und der wissenschaftlichen Mitarbeit von Gwendolyn Gilliéron und Sevda Can Güneş (beide Teilprojekt Schweiz; Fachhochschule Nordwestschweiz, Olten), Miriam Hill, Julia Tschuggnall (beide Teilprojekt Österreich; Universität Innsbruck) und Elvira Imsirovic (Teilprojekt Österreich; Universität Klagenfurt) sowie Lalitha Chamakalayil (Teilprojekt Deutschland; Pädagogische Hochschule Freiburg) und Safiye Yıldız (Teilprojekt Deutschland; Universität Tübingen) durchgeführt.

Unter dem bereits formulierten Forschungsinteresse fokussierte die Studie insbesondere auf Fragen von Bildung und (Erwerbs-)Arbeit. Dabei analysierte das Projektteam sowohl kollektive familiäre Strategien als auch Perspektiven einzelner Familienmitglieder in ihrer intergenerationalen und geschlechterbezogenen Dynamik. Die Forschungsfragen wurden vor dem Hintergrund unterschiedlicher lokaler, gesellschaftlicher und politischer Kontexte untersucht.

Ein komplexes und komplementär angelegtes Forschungsdesign bildete die analytische Grundlage, um dem Erkenntnisinteresse und den Forschungsfragen nachzugehen. Es setzte sich aus ethnographischen Beobachtungen in den verschiedenen Stadtteilen, Gruppendiskussionen mit Familien bzw. mit Personen eines sich als Familie verstehenden generationenübergreifenden sozialen Zusammenhangs sowie biographischen Interviews mit einzelnen Mitgliedern dieser Familien zusammen.

Die Studie wurde in ausgewählten Stadtteilen kleinerer Großstädte in Deutschland, Österreich und der Schweiz durchgeführt, die als sozial marginalisiert gelten, denen tendenziell ein bestimmter negativer Ruf anhaftet und in denen ein überdurchschnittlich hoher Anteil von Menschen mit einer Migrationsgeschich-

te und mit dem Anspruch auf Sozialleistungen leben. Die Städte und Stadtteile wurden im Rahmen der Untersuchung – wie alle Namen im Datenmaterial – anonymisiert und mit Fantasienamen versehen.

Durch ihre komplexe Anlage als international komplementär-vergleichende und auf lokale Kontexte sowie auf Familien bezogene Studie, war es möglich, die Forschungsfrage in mehrfacher Hinsicht kontextbezogen zu untersuchen. Sprich: Wir forschten mit Blick auf:

- den Kontext *Familie* bzw. auf Familien in ihren vielfältigen Konstellationen und diversen Herkunftskontexten,
- den Kontext *Migration* als migrationsgesellschaftliches Verhältnis und als spezifische biographische oder familiäre Erfahrung,
- den *sozialräumlichen Lebenskontext* in seiner jeweiligen lokalen, regionalen und nationalstaatlichen sowie internationalen Rahmung und deren jeweiligen transnationalen und globalen Prägungen.

Eine solche Kontextualisierung ermöglicht es, förderliche und hinderliche soziale Faktoren für Handlungs- und Widerstandspotentiale von Familien und Individuen im jeweiligen lokalen Kontext der Stadtteile sowie im nationalstaatlichen und internationalen migrationsgesellschaftlichen Kontext herauszuarbeiten. Die mehrfache Fokussierung auf Familien mit unterschiedlichen Migrationsgeschichten und Herkunftskontexten, auf den lokalen Raum der Stadtteile, die durchaus durch Migrationsbewegungen und transnationale Beziehungen geprägt sind, sowie auf nationale und internationale Kontexte sollte auch dazu beitragen, methodologischen Nationalismus in der Analyse und der Theoretisierung der Ergebnisse zu vermeiden. Durch diese Form der Kontextualisierung sollte der Gefahr von homogenisierenden und auch kulturalisierenden Zuschreibungen methodisch und theoretisch begegnet werden.

Des Weiteren wurden durch diese mehrperspektivische Anlage verschiedene Forschungsdesiderate innerhalb der Migrationsforschung aufgegriffen und empirisch und theoretisch bearbeitet. So zeichnen sich im Bereich der Migrationsforschung die bisherigen Studien zu Familie im Migrationskontext v. a. dadurch aus, dass Familien jeweils hauptsächlich in Bezug auf ihren Herkunfts- oder Zugehörigkeitskontext thematisiert werden. Es werden z. B. exklusiv Familien aus spezifischen Herkunftsländern in den Blick genommen (vgl. z. B. Kaya 2009; Can 2013; Uslucan 2011) oder Vergleiche zwischen Familien bzw. Eltern aus verschiedenen Migrationsländern hinsichtlich einer bestimmten Fragestellung (z. B. Erziehungsfragen/-stile, geschlechtliche Arbeitsteilung usw.) vorgenommen (vgl. Gümen/Herwartz-Emden/Westphal 1994; Nauck 2000). Stärker transnational oder an globalen (Ungleichheits-)Verhältnissen ausgerichtete Studien untersuchen hingegen Familienkonstellationen und die Lebensführung von Familien in transnationalen Kontexten, beispielsweise mit Blick auf „doing family“, die Gestaltung von Care mit Blick auf geschlechterbezogene und globale Arbeitsteilun-

gen, transnationale Elternschaft und Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit (vgl. Lutz 2011; Lutz 2016; Kilkey/Palenga-Möllenbeck 2013).

In der biographisch orientierten Migrationsforschung finden zwar auch verschiedene soziale Kontexte Eingang in die Analyse, so auch die Familie. Allerdings stehen v. a. die Perspektive und die Biographie des Individuums im Fokus: je nach Fragestellung als Vertreter_in einer sozialen Gruppe (etwa von Jugendlichen der zweiten oder dritten Einwanderungsgeneration), einer bestimmten jugendkulturellen Szene von Töchtern von Einwander_innen, als Unternehmer_innen, als bildungserfolgreiche Migrant_innen (vgl. Farrokhzad 2007) usw. Andere biographische Studien nehmen den Kontext von Migration, Biographie und Familie bzw. intergenerationale Beziehungen durchaus in den Blick (z. B. Apitzsch 2006a; Kaya 2009; Rosenthal 2005; Pape 2012; Delcroix 2012). Nur selten wird jedoch gleichzeitig auf den spezifischen lokalen Raum und die hier bestehenden sozialen Ein- und Ausgrenzungsprozesse in ihrer Bedeutung für die Familien und die einzelnen Familienmitglieder und deren Lebenswege und Handlungsweisen Bezug genommen.

Andererseits haben stadtsoziologische oder sozialraumbezogene Studien im Bereich der Migrationsforschung mit Bezug auf städtische Quartiere und marginalisierte Stadtteile den Kontext von Familie tendenziell eher ausgeblendet. Zentrale Forschungsfragen wurden kaum unter einer familienbezogenen Perspektive bearbeitet. Vielmehr lag das Augenmerk auf dem sozialen Zusammenleben bzw. auf Ein- und Ausgrenzungsprozessen im Stadtteil (vgl. Bukow et al. 2001; Held/Riegel 1999) oder auf bestimmten Zielgruppen, z. B. Jugendlichen, deren Lebensräumen, sozialen Positionierungen und jugendkulturellen Praxisformen (vgl. Yildiz 2016; Yildiz/Preissing 2017; Ottersbach 2004). Andere Arbeiten fokussierten auf (post)migrantische Kulturproduktionen im städtischen Raum (vgl. Yildiz/Hill 2015; Geisen/Riegel/Yildiz 2017).

Hier setzt das vorliegende Forschungsprojekt an und versucht diese Lücken zu schließen. Es werden – mit Blick auf den lokalen Raum – die marginalisierten Lebensbedingungen vor Ort und – im globalen ungleichheitsstrukturierten migrationsgesellschaftlichen Kontext – die Lebenswege, die alltäglichen Praktiken sowie Perspektiven und Strategien von und in Familien mit einer (durchaus nicht einheitlichen) Migrationsgeschichte untersucht.

Zum Konzept und Aufbau des Buches

Die vorliegende Publikation stellt die im Verlauf des Projekts gewonnenen Erkenntnisse dar und diskutiert diese. Sie dient jedoch auch der Diskussion der theoretischen Rahmung und methodologischen Ausgangspunkte, wie sie hier bereits angedeutet wurden, sowie deren Weiterentwicklung im Rahmen der empirischen Analysen.

An der vorliegenden Publikation haben fast alle am Projekt beteiligten Forscher_innen mitgewirkt. Dabei wurde in den einzelnen Kapiteln (v. a. mit Blick

auf die empirischen Ergebnisse) darauf geachtet, dass die Autor_innen-Teams so zusammengesetzt waren, dass die Perspektiven und Erkenntnisse möglichst aus verschiedenen Teilprojekten eingebracht werden konnten.

Damit stellt das Buch ein Ergebnis des gesamten Forschungsprojekts dar, indem zunächst Fallstudien zu Familien in lokalen Kontexten entwickelt und diese im Anschluss fallübergreifend und kontrastierend in einen länderübergreifenden Kontext gestellt wurden. Die hier präsentierten Ergebnisse basieren auf Analysen, die, jeweils vom Einzelfall ausgehend, in ihren unterschiedlichen Ausprägungen (bzgl. der Lebenswege, Alltagspraktiken, -perspektiven und -strategien) und in ihren jeweiligen Kontexten bzw. Möglichkeitsräumen kontrastiert wurden. Somit konnten fallübergreifend spezifische Ausprägungen von Lebenswegen und -strategien in ihrem jeweiligen sozialen Kontext bzw. Möglichkeitsraum herausgearbeitet und in ihrem Erkenntnisgehalt theoretisiert und diskutiert werden.

Die vorliegende Publikation ist in vier Teile gegliedert. In *Teil I* werden die *theoretischen Bezüge* der Untersuchung, wie sie bereits angedeutet wurden, dargestellt und diskutiert. In Kapitel 1.1 erfolgt eine theoretische Auseinandersetzung mit dem für das Projekt zentralen Begriff der Lebensstrategie, der von Beginn an, wenn auch als offenes Konzept verstanden, kontrovers diskutiert wurde. In Kapitel 1.2 wird beleuchtet, inwiefern biographietheoretische und subjektwissenschaftliche Bezüge eine fruchtbare theoretische Rahmung und Analyseperspektive für die Untersuchung von Lebenswegen, sozialen und subjektiven Positionierungen in ihren jeweiligen sozialen und (migrations-)gesellschaftlichen Verhältnissen darstellen können. Daran schließt sich eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Konzept von Familie im Kontext von Migration sowie mit verschiedenen diesbezüglichen Forschungsperspektiven an (Kapitel 1.3). In Kapitel 1.4 werden vor dem Hintergrund der unterschiedlichen sozialen und gesellschaftlichen sowie institutionellen und organisationalen Verhältnisse die jeweiligen Rahmungen und Voraussetzungen für Lebenswege und Lebensstrategien mit Fokus auf Bildung und Erwerbsarbeit herausgearbeitet.

Teil II widmet sich den *methodologischen und methodischen Perspektiven* der vorliegenden Untersuchung. In Kapitel 2.1 werden der methodische Zugang und die methodologischen Implikationen skizziert, bevor in Kapitel 2.2, mit Blick auf das konkrete Forschungsgeschehen und die Forschungspraxis, spezifische Herausforderungen aufgezeigt werden und der forschende Umgang damit diskutiert wird.

In *Teil III* und *IV* werden die empirischen Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt. Diese werden zunächst (*Teil III*) im Hinblick auf die verschiedenen lokalen Forschungsfelder und anhand konkreter Fallanalysen und -rekonstruktionen präsentiert. In Kapitel 3.1 wird durch ethnographische Analysen und mit Bezug auf Sozialraumanalysen anderer Studien ein Einblick in die verschiedenen Orte (Stadtteile) der Untersuchung und damit auch der konkreten Lebenskontexte der Familien gegeben. In den folgenden Fallanalysen (Kap. 3.2 bis 3.5)

steht exemplarisch für jedes Teilprojekt und den jeweiligen nationalen Kontext eine Familienkonstellation (bzw. in einem Fall zwei Familienkonstellationen) im Fokus. Es wird untersucht, welche Lebenswege, -praktiken und -strategien in diesem Familienkontext entwickelt und ausgehandelt wurden. Dabei ist hervorzuheben, dass die einzelnen hier präsentierten Fälle nicht als symptomatisch oder typisch für den jeweiligen (nationalen) Zusammenhang zu verstehen sind. An ihnen wird vielmehr beispielhaft eine Möglichkeitskonstellation (unter anderen) rekonstruiert, mit spezifischen marginalisierten und diskriminierenden Kontexten umzugehen. So konnten fallbezogen spezifische Lebenspraktiken und Lebensstrategien in und von Familien mit einer Migrationsgeschichte herausgearbeitet werden. Daran anschließend und darauf aufbauend werden in *Teil IV* fallübergreifend und auch stadtteil- und länderübergreifend Ergebnisse anhand spezifischer Fragestellungen und Themen der Untersuchung dargestellt und diskutiert. Zunächst werden in den Kapiteln 4.1 und 4.2 die spezifischen Fokusse der Untersuchung mit Bezug auf Lebensstrategien im Kontext von Bildung sowie im Kontext von Arbeit aufgegriffen und die damit verbundenen Ergebnisse aufgezeigt. Im Zentrum von Kapitel 4.3 steht die Frage nach intergenerationalen Bezügen und nach der Tradierung von Lebensstrategien, in Kapitel 4.4 werden mit Blick auf das Leben im transnationalen Kontext familiäre Praktiken herausgearbeitet. Schließlich werden Positionierungen und Aushandlungsprozesse im städtischen Raum fallübergreifend und in ihrer Bedeutung für die Familienkonstellationen analysiert.

In einer Zusammenschau der zentralen Ergebnisse werden im *Fazit* mit Bezug auf die verschiedenen lokalen und nationalen Lebensverhältnisse und Handlungskontexte übergreifende Ergebnisse, aber auch spezifische Konstellationen für die Ausprägung von bestimmten Lebenswegen, -praktiken und -strategien herausgearbeitet und ihr empirischer und theoretischer Gehalt für die Migrationsforschung diskutiert.

Als Herausgeber_innen dieser Publikation bedanken wir uns bei allen, die im Verlauf dieses Projekts am Erkenntnisprozess mitgewirkt haben: bei den Familien und Einzelpersonen vor Ort, in den verschiedenen Stadtteilen, die sich auf den Austausch mit den Forscher_innen des Projekts eingelassen und vielfältige Einblicke in ihre Lebenswelten gegeben haben; sowie bei allen beteiligten Forschenden und v. a. den Mitautor_innen für ihre engagierte Arbeit und Analysen auch über die Projektlaufzeit hinaus. Des Weiteren bedanken wir uns bei den nationalen Forschungsgemeinschaften DFG, SNF und FWF für die finanzielle Unterstützung, die uns diese komplexe Forschung in der länderübergreifenden Zusammenarbeit erst ermöglicht hat. Nicht zuletzt bedanken wir uns recht herzlich bei Anita Rotter, die den gesamten Text redaktionell bearbeitet hat, und bei Margret Haider für das Lektorat.

1 Theoretische Bezüge

1.1 Überlegungen zur Konzeptionalisierung des Begriffs der Lebensstrategie – Verschiebungen und Transkodierungen im Kontext hegemonialer Diskurse

Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yıldız

Aus vielen Studien zum Thema soziale Ungleichheit wissen wir, dass nicht alle Gesellschaftsmitglieder in der Lage sind, die Zugangsbedingungen für wichtige Systeme (Bildungssystem, Arbeitsmarkt etc.) zu erfüllen, und dass bestimmte Gruppen in der Praxis diskriminierende Erfahrungen machen. Wir wissen auch, dass manche Menschen und Gruppen mehr von Ungleichheitsverhältnissen betroffen sind als andere und ihnen der Zugang zu lebenswichtigen Ressourcen limitiert wird oder gänzlich verwehrt bleibt.¹ Angesichts aktueller globalisierter kapitalistischer Verhältnisse zeigt sich, dass auch funktional differenzierte, demokratisch organisierte Gesellschaften dazu beitragen, Ungleichheiten in der Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen zu erzeugen und zu tolerieren (vgl. Nassehi 1999: 122; Kreckel 1992). Solche intersektional konturierten gesellschaftlichen Konfigurationen (vgl. Lenz 1995), in denen klassen- und geschlechterbezogene Ungleichheitsverhältnisse reproduziert werden und sich mit rassistisch strukturierten Verhältnissen im globalisierten Kontext überlagern, führen zu sozialen und gesellschaftlichen Prozessen der Ein- und Ausgrenzung, zu ungleichen sozialen Positionierungen in Dominanzverhältnissen und damit zu ungleichen Lebenschancen.

Auch wenn es sich vielfach nicht um absolute Exklusion bzw. Ausgrenzung handelt, kommt es durch dieses Zusammenwirken verschiedener Macht- und Ungleichheitsverhältnisse² zu gesellschaftlichen Spaltungen und damit zu Benach-

1 Insofern kritisiert Armin Nassehi die Differenzierungstheorie von Niklas Luhmann zu Recht mit dem Argument, dieser habe das Problem sozialer Ungleichheit und unstabiler Lebensverhältnisse nicht angemessen eingeschätzt, weil er die Inklusion in erster Linie als Lösung und nicht als eigenständiges Problem wahrgenommen habe (vgl. Nassehi 2003: 103).

2 Auf die komplexe Wirkweise verschiedener Macht- und Herrschaftsverhältnisse und deren Folgen für soziale Ungleichheit und Lebenslagen weisen Konzepte der Intersektionalität hin. Danach wirken in globalisierten kapitalistisch geprägten Gesellschaften u. a. asymmetrische Klassen-, Geschlechter-, Ethnizitäts-, Nationen-, Territorial- sowie Körper- und Generationenverhältnisse mit den jeweils damit verbundenen Unterdrückungs- und Diskriminierungsformen der Klassismen bzw. Klassenkonflikte, Rassismen, Ableismen sowie Adultismen zusammen.

teilungen für bestimmte soziale Gruppen, die an den gesellschaftlichen Rand gedrängt werden, aber auch zu Verwerfungen und Chancengleichheiten quer durch die Gesellschaft und soziale Milieus. Nancy Fraser spricht in diesem Zusammenhang auch von „halbierter Gerechtigkeit“ (vgl. Fraser 2001).

Wenn der Zugang zu den gesellschaftsrelevanten und lebenswichtigen Ressourcen infrage gestellt oder verwehrt wird, kann es in der Lebenswelt der Einzelnen und auch in familiären Kontexten zu Verwerfungen und Krisen kommen. Insbesondere Familien mit einer Migrationsgeschichte oder Familien, denen ein Migrationshintergrund zugeschrieben wird, sehen sich mit Verhältnissen konfrontiert, die diskriminierend und ausschließend auf ihre Möglichkeiten und Perspektiven der Lebensgestaltung wirken und ihre soziale Teilhabe gefährden (können). Diese Situation kann sich durch restriktive rechtliche und politische Rahmenbedingungen und das Leben in marginalisierten und strukturell benachteiligten Quartieren im städtischen Raum noch zuspitzen. Unter diesen Umständen sind Familien herausgefordert, mit den diskriminierenden und benachteiligenden Verhältnissen umzugehen, sich im (mehrfach) ungleich strukturierten und umkämpften sozialen Raum zu positionieren und Lebensperspektiven zu entwickeln, um den Anschluss an gesellschaftliche Prozesse und an (dominanz)gesellschaftliche Zentren nicht zu verlieren.

Für das vorliegende Forschungsprojekt ist von zentralem Interesse, welche Lebenswege, Alltagspraktiken und Handlungsstrategien Familien im migrationsgesellschaftlichen Kontext entwickeln und realisieren und mit welchen sozialen und familialen Aushandlungsprozessen dies verbunden ist. Damit erfolgt bereits eine erste Annäherung an den zentral gesetzten Begriff der Lebensstrategien, den wir im Folgenden in seiner Bedeutung weiter ausführen und konturieren werden.

1.1.1 Verortungen und Lebenspraxen von Familien in migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen – Blickverschiebungen und Transkodierungen

Wie wir bereits ausgeführt haben, leben Familien mit einer Migrationsgeschichte in marginalisierten und stigmatisierten Stadtteilen in verschiedener Hinsicht unter erschwerten Bedingungen. Darauf wird im öffentlichen Diskurs jedoch nur wenig oder nur einseitig eingegangen. Dort erscheinen migrantische Familien immer noch als Angehörige einer homogenen Gruppe, die nicht selten auf ethnisch-nationale oder religiöse Zugehörigkeit reduziert wird (vgl. Westphal 2014). Dieser reduktionistische und ethnisierende Blick führt dazu, dass sowohl die Vielfalt und Vielschichtigkeit der Familien als auch die jeweiligen subjektiven Perspektiven und Erfahrungen der Einzelnen kaum zur Kenntnis genommen werden. Zudem geraten Phänomene wie transnationale Orientierungen und Biographien (vgl. Apitzsch 2014b; Siouti 2013; Fürstenau 2004b) sowie Mehrfachverortungen und -zugehörigkeiten (vgl. Mecheril 2003; Riegel 2004), die in verschiedener Hinsicht über vereindeutigende Kategorisierungen hinausgehen,

aus dem Blick. Dass Migrant_innen und ihre Familien unter erschwerten Lebensbedingungen jedoch durchaus Erfindungsgeist und Kreativität im Umgang mit diesen Verhältnissen entfalten, dass sie (neue) Kompetenzen entwickeln, soziales und kulturelles Kapital akkumulieren und auf diese Weise auch für die kommende Generation Möglichkeitsräume schaffen, soll hier in den Fokus gerückt werden. Genauso sollen die restriktiven sozialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt werden, durch die sie z. T. förmlich dazu genötigt werden, individualisiert und ‚auf eigene Rechnung‘ solche Umwege zu gehen, die mit enormen Anstrengungen und auch Risiken verbunden sind.

Wie der Haupttitel des vorliegenden Buches „LebensWegeStrategien“ signalisiert, nehmen wir eine Blickverschiebung vor (vgl. Hess 2015; Yıldız 2015a): eine Blickverschiebung, die die familiären Erfahrungen und Praktiken in marginalisierten Stadtvierteln zum Ausgangspunkt nimmt und die Wege, Umwege bzw. Sonderwege, die die Einzelnen und die Familien einschlagen und entwickeln, in das Zentrum rückt, ohne die machtvollen und Ungleichheit strukturierenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu vernachlässigen (vgl. Riegel/Yıldız 2011).

Dieser kontrapunktische Blick, mit dem in Anlehnung an Edward W. Said (1994: 90 ff.) eine hegemoniale (und damit koloniale Ordnungen erschaffende), Erzählungen *hinterfragende* und diese um eine gegenhegemoniale Perspektive und Stimmen aus der Peripherie *erweiternde Lesart* gemeint ist, verlangt eine radikale Revision etablierter historischer Normalität und Kontinuität. Aus dieser Perspektive könn(t)en die Geschichten von migrierten und migrierenden Familien neu und anders erzählt werden: Ihre marginalisierten, ideologisch verzerrten und verdrängten (Alltags- und Lebens-)Geschichten werden zum Ausgangspunkt genommen und finden Gehör. Sogenannte ‚Gastarbeiterfamilien‘, die in den 1960er und 1970er Jahren nach Österreich, Deutschland oder in die Schweiz kamen, werden dementsprechend als Vorboten einer Transnationalisierung (vgl. Pries 2008) betrachtet. Sie waren unter restriktiven Lebensbedingungen dazu genötigt, Wege zu finden, um sich in den Ankunftsgesellschaften, in denen sie als Andere positioniert wurden und mit vielfältigen Ausgrenzungsmechanismen konfrontiert waren (und teilweise nach wie vor sind), zu verorten und eigene Räume, familiäre „Transtopien“ (Yıldız 2015a) zu schaffen. Im Laufe der Zeit entwickelten sie grenzüberschreitende Kontakte und aktivierten ein Mobilitätswissen, das für ihr Leben vor Ort hochrelevant war und diese Orte gleichfalls geprägt hat. Auch im Kontext jüngerer oder aktueller Migrations- und Fluchtbewegungen sind Praktiken und Orientierungen in und von Familien zu rekonstruieren, die auf kreative Wege – auch unter äußerst restriktiven Bedingungen – verweisen. Kontrapunktische Lesart bedeutet in diesem Zusammenhang, solche im hegemonialen Diskurs nicht sichtbaren bzw. nicht erzählten Migrations- und Mobilitätsgeschichten in den Fokus zu rücken und damit zu anderen, gegenhegemonialen Auslegungen und Interpretationen sowie einem anderen Bewusstsein beizutragen. Darüber hinaus nimmt sie davon Abschied, die Familienverhältnisse und intergenerationellen Erfahrungen von migrierten Familien und deren Nachkommen

als gegebenes Faktum zu betrachten. Stattdessen geht es darum, die Entstehungsbedingungen und die lokalen Lebensverhältnisse in ihren machtvollen Effekten und Beschränkungen in den Blick zu nehmen und gleichzeitig von den Erfahrungen und Perspektiven der Familien ausgehend zu analysieren und zu argumentieren. Aus dieser Sicht erscheinen Familienverhältnisse und Generationserfahrungen als Ergebnis der aktiven und komplexen Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen in der Migrationssituation; nicht nur als Reaktion auf die jeweils konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse und das Leben vor Ort, sondern als aktives Sich-ins-Verhältnis-Setzen dazu. Wie auch die Ergebnisse unserer Studie zeigen, sind dies mitunter kreative Wege und Praktiken, die über das Lokale und Nationale hinausgehen und die Familienverhältnisse (nicht nur im Migrationskontext) zuweilen neu verhandeln.

In den letzten fünfzig Jahren haben sich (transnationale) Netze und Selbstorganisationen entwickelt, die Familien neue Möglichkeitsräume eröffnet und ihre gesellschaftliche Positionierung in der Migrationsgesellschaft erleichtert haben. Diese Strukturen und Praktiken wurden von nachkommenden Generationen z. T. übernommen, ausgebaut und weiter genutzt; so sind zunehmend hybride und transnationale Räume entstanden (vgl. Hall 1999; Pries 2008). Solche grenzüberschreitenden Lebensweisen haben sich im Laufe der Zeit etabliert und normalisiert (vgl. Lutz 2009; de la Hoz 2004), darunter auch familiäre Praktiken, deren Bedeutung erst aus den konkreten Lebenszusammenhängen erschlossen werden kann. So beschreibt Ursula Apitzsch anschaulich, wie sich Familien im Migrationskontext selbst verändern und welche transnationalen Kooperationsformen sich über die Generationen hinweg tradieren oder neu bilden (vgl. Apitzsch 2014b: 21). In ihren Studien kommt sie zu dem Ergebnis, dass Migrant_innen in der Aufnahmegesellschaft dazu genötigt waren, transnationale Kooperationsnetzwerke zu bilden, die neue Wege bzw. Umwege zum Aufstieg für die Angehörigen der zweiten und dritten Generation möglich machten (vgl. Apitzsch 2014b: 22). In diesem Kontext spricht sie von einem „transnationalen biographischen Wissen“ (Apitzsch 2014b: 22) und notiert dazu: „Die von den Subjekten entwickelten biographischen Ressourcen, die sie zur Überwindung von drohender oder bereits erfolgter Exklusion befähigen, sind nicht im nationalen Horizont der Einwanderungsgesellschaften, sondern nur im Rahmen transnationaler Konzepte sinnvoll erklärbar“ (Apitzsch 2014b: 24).

Die Blickverschiebung ermöglicht uns auch, Strukturen des alltäglichen Lebens sowie kontext- und situationsadäquate Relevanzstrukturen zu entdecken und deren spezifische Bedeutung für den Vergesellschaftungsprozess der Einzelnen wie der jeweiligen Familien zu rekonstruieren. Die Aufmerksamkeit richtet sich in erster Linie auf Alltagspraxen und Handlungsweisen von Familien in Stadtteilen, die im öffentlichen Diskurs als marginalisiert gelten. Auf diese Weise ist es möglich, genauer hinzuschauen und herauszuarbeiten, wie Menschen unterschiedlichste Elemente (Erfahrungen, Situationen und Wissen), mit denen sie in solchen Stadtvierteln konfrontiert werden, mit Sinn versehen bzw. in einen sinn-

vollen Zusammenhang bringen und dabei individuelle wie auch familiäre Umgangsweisen und Positionen entwickeln. Zugleich wird deutlich, dass die Möglichkeitsräume der Familien, die in diesen Stadtteilen leben, ganz unterschiedlich sind – je nach sozialer Positionierung, zur Verfügung stehenden Ressourcen und bisherigen Erfahrungskontexten – und so auch der Sozialraum des Stadtteils von unterschiedlicher Relevanz sein kann.

Diese vielschichtigen und transnational orientierten Wege, Umwege, Sonderwege und die damit verbundenen „widerspenstigen Praktiken“ (Fraser 1994), die die Familien aus ihrer – durchaus unterschiedlich konturierten – marginalen Lage heraus in ihren konkreten Lebenszusammenhängen entwickeln, bezeichnen wir als ‚Lebensstrategie(n)‘. Hierzu wurden wir – auch terminologisch – von den Ergebnissen und theoretischen Perspektiven, die Louis Henri Seukwa in seiner Studie „Zum Habitus der Überlebenskunst“ (2006) entwickelt hat, angeregt. Gleichzeitig macht die Verwendung des Begriffs der Lebensstrategien einige Erläuterungen nötig:

Im alltäglichen Gebrauch bezeichnet der Begriff der Strategie planvolles, durchdachtes und intentionales Handeln oder steht – nach seiner Wortherkunft aus dem Altgriechischen – für ein taktisches bzw. gefechtsmäßiges Vorgehen im militärischen oder kriegerischen Bedeutungszusammenhang. Wir verwenden den Strategiebegriff in unserer Studie anders, auch wenn wir davon ausgehen müssen, dass sich Begriffsverschiebungen nicht willkürlich vornehmen lassen. – Das ist vermutlich Kollektiven vorbehalten, die als soziale Bewegungen, als jugendkulturelle Formationen o.Ä. in der Lage sind, dominante Bedeutungen ironisch zu verdrehen und Begriffe so mit neueren Bedeutungen zu versehen. Auch wenn wir also nicht davon ausgehen können, dass der Begriff der Strategie seinen intentionalistischen Ballast so schnell ablegt, nutzen wir hier die Idee der Transkodierung von Stuart Hall (1994a): Transkodierung meint, dass Begriffe und Deutungen niemals endgültig festgelegt und kontrolliert werden (vgl. Hall 1994: 158), sondern mit neuen Bedeutungen versehen und neu angeeignet werden können. So bleiben Bedeutungen uneindeutig, und diese Uneindeutigkeit ermöglicht eine kritische Auseinandersetzung mit offiziellen oder scheinbar eindeutig besetzten Begriffen und Deutungen.

Im Sinne von Hall transkodieren wir den Begriff der Strategie ein Stück weit konträr zu den genannten Semantiken und Begriffsassoziationen. So betrachten wir ‚Lebensstrategie‘ als offene Kategorie, die sich in umfassenderer Weise auf Praktiken, Handlungen und Orientierungen bezieht – verstanden als Umgangsweisen mit den konkreten, durch Macht- und Ungleichheitsverhältnisse strukturierten Lebensvoraussetzungen und dem Leben in seiner alltäglichen wie auch biographischen Dimension.

Dies verweist auf eine weitere kontrapunktische Lesart der Studie: weg von problematisierenden und ethnisierenden Bildern und Diskursen über sogenannte ‚Migrationsfamilien‘ hin zu den eigenen, subjektiven Lebenserfahrungen, Umgangsweisen und Perspektiven der jeweiligen Familien, wobei die machtvollen

und Möglichkeiten strukturierenden sozialen und gesellschaftlichen Kontexte nicht vernachlässigt werden.

Mit der titelgebenden Begriffskonstruktion ‚LebensWegeStrategien‘³ und der besonderen Schreibweise, in der die Begriffe verbunden sind, soll u. a. darauf aufmerksam gemacht werden, dass die hiermit verbundenen Konzepte nicht trennscharf voneinander abgrenzbar sind. Vielmehr handelt es sich um überlappende Phänomene mit unscharfen Rändern und verschwommenen Grenzen, die v. a. empirisch eng miteinander verbunden sind.

1.1.2 Zum Konzept der Lebensstrategie

Der Begriff der Lebensstrategie war im Projektkontext von Beginn an umstritten. Als sensibilisierendes Konzept für die empirische Analyse und damit als offenes Analysekonzept war ‚Lebensstrategie‘ aber – hierauf konnte sich die Forschungsgruppe einigen – von heuristischem Wert. Das Konzept wurde also dazu genutzt, zunächst einmal fragend, im Sinne eines entdeckenden Zugangs, an empirische Phänomene heranzugehen. Aufgrund seiner theoretischen Offenheit wurde dem Begriff in der Folge der Vorzug vor anderen Konzepten und Ansätzen, wie Bewältigung bzw. Bewältigungsstrategie oder Lebensführung – also vor Begriffen, die teilweise auch etwas anderes meinen –, gegeben.

Der Strategie-Begriff wird zwar seit Längerem in der akteurs- oder subjektbezogenen Migrationsforschung verwendet, dort allerdings kaum einmal systematisch konzeptualisiert. Eine handlungstheoretische Auseinandersetzung mit dem Strategie-Begriff hat Michel de Certeau (2014) vorgelegt. Darauf beziehen sich u. a. auch Untersuchungen zu Positionierungen und Handlungsweisen in der Migrationsgesellschaft (vgl. Scharathow 2014; Seukwa 2006). Systematische Studien, die sich mit Lebensstrategien von Familien im Migrationskontext befassen, finden sich im deutschsprachigen Raum wie auch im internationalen Kontext nur wenige.⁴ Auch Untersuchungen, die die Perspektive der Betroffenen und die Potentiale, die solche marginalisierten Stadtteile bieten, in den Mittelpunkt rücken, gibt es bisher kaum (vgl. Bukow et al. 2001; Riegel 2004). Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht die Arbeit von Loic Wacquant (2006), der die Transformationsprozesse schwarzer Ghettos in Chicago aus einer akteursbezogenen

3 Genau genommen müsste der Titel auch den Begriff der Praxis oder Praktiken enthalten: LebensWegePraktikenStrategien. Alle diese Erläuterungen weisen auch darauf hin, dass die Begriffswahl in unserem Team durchaus nicht unumstritten ist.

4 Migrationstheorien sind bislang überwiegend paradigmatisch aus der Geschichte von Einwanderung und Auswanderung in bestimmten Ländern begründet und entwickelt worden. Die wenigen systematisch angelegten Studien (vgl. u. a. Hoffmann-Nowotny/Hondrich 1981) sind entweder hinsichtlich ihres Datenbestands veraltet oder konzentrieren sich auf eine bestimmte Problematik (vgl. Lenninger 2003). Dennoch zeigt gerade die Studie von Lenninger, dass eine internationale Perspektive, die die relevanten Einflussdimensionen in einem Mehr-Ebenen-Modell erfasst, sowohl Übereinstimmungen bei der Problemdefinition als auch bei der Problembearbeitung deutlich machen kann, ebenso Unterschiede in Stadtteilen, Städten und Gesellschaften.

Forschungsperspektive untersucht hat. Die Studie weist viele Parallelen zur Repräsentation marginalisierter Stadtteile im deutschsprachigen Raum auf. Für Wacquant müssen die Ghettabewohner_innen „als Handelnde erkannt und näher beschrieben werden, sodass ihre Gewohnheiten und Lebensformen nicht nur als Derivate von Zwängen auftauchen, [...] sondern als Produkt ihrer aktiven Auseinandersetzung mit den externen und internen sozialen Kräften, die ihre Welt durchkreuzen und formen“ (Wacquant 2006: 203).

Eine solche Perspektive ist auch für unser Projekt relevant. Auf diese Weise werden die Bewohner_innen weder isoliert und von gesellschaftlichen Lebenszusammenhängen dekontextualisiert betrachtet, noch als determiniert, als wären sie in ihrem alltäglichen Tun und ihrer Lebensgestaltung gesellschaftlichen Zwängen hilflos ausgeliefert. In diesem Zusammenhang sind sowohl praxeologische, machttheoretische und subjektwissenschaftliche Ansätze von Bedeutung als auch Perspektiven der Cultural Studies, die, wenn auch in unterschiedlicher Weise, das Spannungsverhältnis von ‚Geprägt-Sein‘ und ‚aktivem Herstellen und Mitgestalten‘ sozialer Verhältnisse in den Blick nehmen und austarieren.

Vor diesem Hintergrund wird mit ‚Lebensstrategien‘ das aktive ‚Tun‘ gefasst, das sowohl habitualisierte, routinierte und alltägliche Praktiken als auch mehr oder weniger reflektierte oder zielgerichtete Handlungsweisen umfasst.

Mit einer praxeologischen Perspektive wird v. a. auf die Kontextualität und auf den sozialen Herstellungs- und (Re-)Produktionsprozess durch soziale Praxen verwiesen. Mit Blick auf das ‚Tun‘ von konkreten Subjekten bzw. Akteur_innen werden Lebensstrategien auch als sinnhafte Auseinandersetzung mit den sozialen und gesellschaftlichen Kontexten und Lebensvoraussetzungen vor dem Hintergrund der eigenen Lebensgeschichte und der bisher gemachten Erfahrungen verstanden. Je nach gesellschaftlicher Lage und Position, d. h. je nachdem, wie das Individuum in den spannungsreichen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen positioniert ist, wie es von anderen positioniert wird und wie es sich selbst in der Welt positioniert, sehen⁵ die Subjekte unterschiedliche Möglichkeiten und Grenzen zu agieren und ihr Leben zu gestalten (vgl. Hall 1994b). Darauf wird in der Kritischen Psychologie mit dem Konzept des subjektiven Möglichkeitsraums eingegangen – einem Konzept, das hier sehr gut anschlussfähig wird (vgl. Holzkamp 1983; vgl. auch Kapitel 1.2).⁶ Lebensstrategien können somit auch als Versuche betrachtet werden, unter den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen und durchaus widersprüchlichen Lebensvoraussetzungen handlungsfähig zu sein, zu bleiben oder Handlungsfähigkeit zu erweitern. Dies ist auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass es Menschen prinzipiell möglich ist, nicht nur entsprechend den

5 Damit ist kein bewusster Akt der Wahrnehmung gemeint, vielmehr wird damit auf die Perspektivität verwiesen, von der aus das Individuum (bewusst oder unbewusst) agiert.

6 Mit einem solchen subjektwissenschaftlichen Konzept ist es möglich, sowohl die gesellschaftliche Kontextualität und damit die soziale Positioniertheit zu berücksichtigen als auch die Perspektive und den Standpunkt der Subjekte zum Ausgangspunkt der Analyse von Handlungsfähigkeit zu machen (s. o.). Handlungsfähigkeit wird in der Kritischen Psychologie als Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen verstanden.

gesellschaftlichen Erwartungen zu handeln und dabei vorherrschende Verhältnisse zu bestätigen und fortzuführen, sondern diese auch infrage zu stellen und darauf hinzuwirken, die widersprüchlichen und beschränkenden Verhältnisse und Lebensbedingungen für sich und andere zu erweitern.⁶

Auch mit Bezug auf macht- und performanztheoretische Überlegungen (vgl. Butler 2001) ist hervorzuheben, dass Lebensstrategien gegenüber hegemonialen Verhältnissen affirmative wie auch widerständige und emanzipative Elemente enthalten können und die bestehenden Verhältnisse reproduzieren oder auch irritieren und verschieben bzw. verändern können. So kann mit Judith Butler davon ausgegangen werden, dass sich gerade (subversive) Praktiken häufig der Restriktion verdanken und in eben solchen gesellschaftlichen Verhältnissen ihren Ausgang haben können, welche die Anerkennung bestimmter Lebenslagen verweigern.

Lebensstrategien haben ferner – in ihrer Kontextbezogenheit – sowohl eine soziale als auch eine zeitliche Dimension. So weisen die jeweiligen Praktiken und Handlungen der Subjekte bzw. Akteur_innen einen zeitlichen Bezug auf: in die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft.

Weil in dieser Perspektive die Frage nach der Gestaltung des eigenen Lebens und des alltäglichen Tuns den zentralen Bezugspunkt bildet, wird im Konzept der Lebensstrategie der Begriff der Strategie mit dem des Lebens verbunden. Das Präfix ‚Leben‘ verweist sowohl auf das „Alltägliche“ des Lebens (Alfred Schütz) bzw. der menschlichen Existenzweise und die damit verbundenen Praktiken zur Lebensgestaltung in konkreten (Lebens-)Verhältnissen und Kontexten (wie z. B. im Stadtteil oder in der Familie) als auch auf die zeitliche Dimension, die das ‚Gesamt‘ des Lebens bzw. des Daseins eines Menschen einbezieht und über das Hier und Jetzt hinausgeht. Lebensstrategien beziehen sich also auf das alltägliche Leben und das Leben in seinem Verlauf oder eben auch nur auf Teilaspekte des Lebens, wie das Arbeitsleben oder das Familienleben. Entsprechend wurden im Projekt auch spezifische Lebensstrategien, beispielsweise in Bezug auf Arbeit oder Bildung, fokussiert.

Von Lebensstrategien wird dann gesprochen, wenn nicht nur einzelne Handlungsvollzüge gemeint sind, die situationsbezogen und momentverhaftet sind. Dies verweist auf eine gewisse zeitliche Kontinuität von Lebenspraktiken oder -strategien, die die Lebensgeschichte zumindest partiell durchziehen oder sich wiederholende Aspekte aufweisen. Lebensstrategien sind somit auch biographisch eingebettet: Zum einen sind sie biographisch begründet, indem sie vor dem Hintergrund bisheriger Erfahrungen erfolgen und mit Sinn versehen werden; zum anderen entwickeln und verändern sie sich im Verlauf des Lebens. Damit haben Lebensstrategien eine gewisse biographische Kontinuität und Varietät: Durch sie wird das Leben gestaltet, und mit den sich ändernden Verhältnissen und Situationen, aber auch mit der biographischen Erfahrungsaufschichtung verändern sich die Praktiken und Formen der Auseinandersetzung mit den jeweiligen Verhältnissen im Lebensverlauf.

Vor dem Hintergrund des Alltagsverständnisses oder auch der dominanten Deutung von Strategie – als planvolles, abwägendes und gezieltes Handeln – ist jedoch zu betonen, dass Lebensstrategien immer auch eine kollektive und habitualisierte Dimension haben. Hier ist zum einen auf den für die Vergesellschaftung und Sozialisation relevanten Aspekt des ‚Milieubezugs‘ hinzuweisen bzw. auf das, was Pierre Bourdieu (1997) als Habitus herausgearbeitet hat: Bourdieu beschreibt den Habitus als generatives Erzeugungsprinzip von Praxisformen und Verhaltensstrategien. Zum anderen haben Lebensstrategien kollektive Bedeutung, indem sie kollektive Bezüge enthalten, z. B. auf die Familie, die Peers, die Nachbarschaft, den Stadtteil, die Community. Allerdings wäre es verkürzt, von ‚kollektiven Lebensstrategien‘ zu sprechen, wenngleich sich kollektiv geteilte Praxen und Orientierungen zeigen können, etwa wenn in einer Familie ähnliche Praktiken realisiert werden, wenn aufeinander Bezug genommen wird oder wenn sich über Generationen hinweg bestimmte Umgangsweisen oder Alltagspraxen tradieren (vgl. Kapitel 1.3). Zugleich zeigt sich auch, dass – innerhalb von Familien und über Generationen hinweg – Lebensstrategien ausgehandelt werden, was zu Diskrepanzen, Konflikten und auch Brüchen im familialen Gefüge führen kann. Dabei sind wiederum die innerfamilialen Dynamiken zwischen den einzelnen Familienmitgliedern und deren jeweiligen (individuellen) Perspektiven auf dieses „kollektiv Geteilte“ sowie damit einhergehende Übereinstimmungen, Unterwerfungen oder auch Diskrepanzen und Abgrenzungen der Einzelnen von Interesse. Vor diesem Hintergrund sind Lebensstrategien auch nicht unabhängig von sozialem Umfeld, sozialer Klasse oder Familie, sondern entfalten sich in diesem Kontext und werden in diesem gelebt, ausagiert und ausgehandelt – mit Bezug auf die jeweilige Familiengeschichte und das damit verbundene soziale Milieu. Dies enthält für die Vergesellschaftung der einzelnen Familienmitglieder zum einen ein träges Moment, das sie in gewisser Hinsicht an ihre Herkunft bindet. Zum anderen können aus diesem sozial geteilten Zusammenhang heraus zugleich verschiedene Lebenswege eingeschlagen werden, die zu sozialen Distinktionen und gegenseitigen Entfremdungen – auch innerhalb einer Familie – führen können. Didier Eribon bemerkt diesbezüglich in seiner biographisch orientierten Sozialanalyse „Rückkehr nach Reims“ (2016) mit Blick auf seine eigene (Familien- und Lebens-)Geschichte: „Die Geschichte wischt man nicht einfach weg. Lebenswege, die sich so sehr auseinanderentwickelt haben, finden nicht so leicht wieder zusammen. Sicherlich beweist das aber auch, dass Familie, wie Bourdieu gezeigt hat, keine statische Einheit ist, sondern ein Ensemble an Strategien“ (Eribon 2016: 84).

Dieses Spannungsfeld von habituellem Verhaftetsein und individuellen Ablösungs- und Distinktionsprozessen gegenüber dem sozialen Herkunftsmilieu ist auch mit Blick auf Lebensstrategien und familiäre Aushandlungsprozesse im Migrationskontext (bzw. migrationsgesellschaftlichen Kontext) von Bedeutung. Inwieweit Migration zu einer Lebensstrategie werden kann (z. B. um sich von den Herkunftskontexten, sei es die Familie oder seien es bestimmte prekäre oder existenziell bedrohliche Lebensumstände, zu lösen) und welche Lebensstrate-

gien, familiale Praxen und Aushandlungsprozesse im Prozess der Migration oder im migrationsgesellschaftlichen Alltag entwickelt und realisiert werden – dies sind Fragen, die nicht konzeptionell, sondern nur empirisch beantwortet werden können.

Dieses hier skizzierte konzeptionelle Verständnis von Lebensstrategien hat Konsequenzen für die methodologische Rahmung des Forschungsprojekts: Vor dem Hintergrund von hegemonialen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen ist für die Analyse von Lebensstrategien und Alltagspraxen eine doppelte Perspektive erforderlich, die gesellschaftstheoretisch fundiert ist und zugleich die Perspektive der Subjekte zum Ausgangspunkt macht. Der Vergleich der lokalen Lebenskontexte in drei verschiedenen Ländern ermöglicht die Kontrastierung lokaler, stadtteilbezogener und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen im Hinblick auf die Entwicklung unterschiedlicher Lebensstrategien hinsichtlich Bildung und Erwerbsarbeit. Die Kontextualisierung im Stadtteil sowie in nationalstaatlichen und internationalen Verhältnissen machte es auch möglich, Lebensstrategien und Widerstandspotentiale von Familien im migrationsgesellschaftlichen Kontext mit Blick auf die widersprüchlichen gesellschaftlichen Voraussetzungen herauszuarbeiten.

1.2 Biographie und Positionierung – zur Rekonstruktion subjektiver Möglichkeitsräume in der Migrationsgesellschaft

Gwendolyn Gillieron, Sevda Can Güneş und Christine Riegel

Lebensstrategien sind als individuelle Praktiken, Handlungsweisen und Orientierungen eingebunden in die jeweiligen biographischen Erfahrungen, die Familiengeschichte und Familienpraktiken, soziale Diskurse und Bedeutungszusammenhänge und die spezifischen gesellschaftlichen und sozialen Kontexte, in denen die jeweilige Person lebt und agiert. Für die Analyse dieser Lebensstrategien ist deshalb die Beschäftigung mit Biographie und den komplexen – sich auch über die Lebenszeit verändernden – sozialen Positionierungen der Einzelnen in der Gesellschaft und den gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen bedeutsam. Biographische Interviews stellen aus diesem Grund, neben ethnographischen Methoden und Gruppendiskussionen im Familienkontext, einen wichtigen methodischen Zugang zur Untersuchung von ‚LebensWegenPraxen-Strategien‘ im Bereich von Migration und Familie dar.⁷

⁷ Vgl. Kapitel 2.1.

Mit einem theoretischen und empirischen Bezug auf Biographie und der damit verbundenen, zwischen Gesellschaftlichkeit und Subjektivität vermittelnden Perspektive (vgl. u. a. Alheit/Dausien 2009; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal 2005) ist es möglich, die historisch geprägten gesellschaftlichen und familiengeschichtlichen Kontexte wie auch die Perspektiven der Subjekte auf diese Kontexte in die Analyse von Lebensstrategien in der Migrationsgesellschaft einzubeziehen. Mit einer biographischen bzw. biographietheoretischen Perspektive kann nach den subjektiven Perspektiven auf die Welt und den subjektiv relevanten Bedeutungszusammenhängen gefragt werden, ohne dabei gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse aus dem Blick zu verlieren (vgl. Lutz 2000a; Riegel 2010). Aus diesem Grund findet die Biographieanalyse gerade im Bereich der Kritischen Migrationsforschung Anwendung, worauf zahlreiche biographische Studien hinweisen, die sich teilweise auch mit Fragen der Bildung und Arbeit beschäftigen (vgl. u. a. Kaya 2009; Lutz 2009; Riegel 2004; Gutiérrez Rodríguez 2013; Rose 2012; Siouti 2013; Spies 2010; Schwendowius 2015).

Im Folgenden soll – mit Blick auf das Forschungsprojekt – die Bedeutung von Biographie und sozialer Positionierung für die subjektiven Orientierungen, Alltagspraktiken sowie Handlungs- und Umgangsweisen, hier als Lebensstrategien bezeichnet, herausgearbeitet und dieser Zusammenhang theoretisch ausgelotet werden. Dabei ist für den vorliegenden Beitrag die folgende Frage relevant: Wie entstehen Lebensstrategien im biographischen Kontext und welche Rolle spielen dabei soziale und subjektive Positionierungen in Zeit und Raum?

Hierzu wird zunächst unter einer biographietheoretischen Perspektive auf die zeitliche und soziale Dimension von Biographie eingegangen. Danach wird das Konzept des Möglichkeitsraumes aus der Kritischen Psychologie vorgestellt und dessen Relevanz für die subjektive Handlungsfähigkeit im Kontext (migrations-)gesellschaftlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse erörtert. Anschließend wird die Bedeutung von Positionierung und sozialer Positioniertheit für subjektive Handlungsfähigkeit und biographische Möglichkeitsräume, u. a. in Bezug auf Halls artikulationstheoretische Überlegungen, diskutiert. Mit einem Fazit und dem Ausblick auf Perspektiven der Analyse von Lebensstrategien endet der Beitrag.

1.2.1 Biographie als prozessuale Auseinandersetzung mit sozialen Verhältnissen

In der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung wird Biographie als prozessuale und aktive Auseinandersetzung des Subjekts mit gesellschaftlichen und sozialen Verhältnissen, als „die sich immer wieder fort- und umschreibende Geschichte eines gesellschaftlichen Individuums in Relation zu den sozialen Kontexten ihrer Formation“ (Dausien 2011: 114) verstanden. Sie ist als fortwährender, kontext- und situationsabhängiger Prozess der Verortung in der Welt zu verstehen, in dem sich Subjekte „im Lauf ihrer Lebenszeit in eine sich verändern-

de konkrete soziale Welt ‚einbauen‘“ (Dausien 1998: 132). Neben diesem Aspekt der über die Lebenszeit hinweg verlaufenden aktiven (aber nicht unbedingt immer bewussten) Auseinandersetzung mit der sozialen Welt verweist Biographie auch auf die individuelle Geschichtlichkeit, was u. a. als Erfahrungsaufschichtung (vgl. Schütze 1984) des bisherigen Lebens eines Menschen bezeichnet wird. Biographie hat folglich eine soziale und eine zeitliche Komponente, die in der Darstellung der Lebensgeschichte zusammengebracht wird. Bettina Dausien spricht in diesem Zusammenhang von Biographie als „temporale[r] und soziale[r], Meta-Organisation‘ von Erfahrungen und ‚Konstruktionsprozessen‘ in der Form konkreter Individualität“ (Dausien 1998: 132).

Biographische Erfahrungen und biographische Erzählungen sind als Konstruktionen der Lebensgeschichte zu verstehen. Sie sind von gesellschaftlichen Verhältnissen und Diskursen durchdrungen. Aber auch die Familiengeschichte ist für die Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte bedeutsam, worauf u. a. Gabriele Rosenthal (1999: 24) hingewiesen hat: in Auseinandersetzung mit der Generation der Eltern, der Großeltern sowie mit im Familienkontext formulierten Aufträgen. Mit einer biographietheoretischen Perspektive und einer Analyse von biographischen Texten kann herausgearbeitet werden, wie sich Subjekte die Welt aneignen und v. a. wie sie in gesellschaftlichen Verhältnissen agieren und sich darin positionieren. Die biographischen Erzählungen geben also Hinweise auf die jeweiligen Verhältnisse sowie darauf, wie Subjekte mit diesen – in mehrfacher Weise durch Dominanz und Ungleichheit gekennzeichneten – Gesellschaftsverhältnissen umgehen und diese mitgestalten. Dausien formuliert dies mit Blick auf Geschlecht wie folgt: „Geschlechterverhältnisse [werden] im biographischen Format aufgegriffen, reproduziert, variiert und transformiert“ (Dausien 2006: 37). Wie die Erzählung der Lebensgeschichte ist auch die Gestaltung des Lebens von gesellschaftlichen Diskursen, Vorgaben und Normen durchdrungen und an einer bestimmten zeitlichen Logik, an normativen Lebenslaufvorgaben und an institutionalisierten Verlaufsmustern orientiert. Dies zeigt sich in westlich-kapitalistisch geprägten Gesellschaften z. B. an der nach wie vor dominanten Orientierung an einer (implizit weißen, männlich konnotierten, bürgerlichen und von einer gesunden und leistungsfähigen Körperkonstitution ausgehenden) ‚Normalbiographie‘⁸ und damit verbundenen institutionellen Vorgaben, zu der sich die Einzelnen – in Übernahme, Modifizierung oder Abgrenzung – in Beziehung setzen müssen. In diesem Kontext sind beispielsweise das nationalstaatlich zentrierte (Aus-)Bildungssystem zu nennen oder die an einer Erwerbsarbeit orientierte Strukturierung des Lebenslaufs und die damit verbundene Organisation der sozialen bzw. sozialstaatlichen Absicherung. So ist hierzulande das

8 Konstruktionen eines standardisierten Lebenslaufs bzw. einer Normalbiographie sind in verschiedener Hinsicht durch hegemoniale Differenzordnungen entlang natio-ethno-kultureller Zugehörigkeiten, Geschlecht, Körper und Klasse geprägt und werden darüber hinaus von kapitalistischen und neoliberalen (Verwertungs-) Logiken überlagert.

Durchlaufen von institutionell gerahmten Bildungssegmenten eng mit dem Erwerb formaler Qualifikationen und Zertifikate verbunden, die als wichtige Voraussetzungen für soziale Teilhabe und die (normativ erwartete) Einmündung in die Erwerbsarbeit gelten. Diesen normativen und z. T. rechtlich verankerten Vorgaben nicht zu folgen bzw. davon abzuweichen, bedeutet für die Einzelnen einen relativ hohen Aufwand und ist mit dem Risiko verbunden, nicht über die notwendigen sozialen Ressourcen zur gesellschaftlichen Teilhabe verfügen zu können und gesellschaftlich marginalisiert zu werden. Trotz der zunehmenden Anerkennung einer migrationsgesellschaftlichen Realität sind in solchen Konstruktionen einer Normalbiographie weder unterschiedliche Phänomene von Migration noch von transnationaler Lebensführung vorgesehen. Eine biographische Migrationserfahrung bzw. der gleichzeitige Bezug auf mehrere Lebensräume oder geographische Bezugspunkte in der Lebensgestaltung stellt nach wie vor eine Abweichung dar bzw. wird als solche konstruiert. Dies wirkt sich in der gesamten Lebensgestaltung, insbesondere im Bereich der Bildung und bei der Einmündung in den Arbeitsmarkt, für diejenigen nachteilig aus, die den damit verbundenen Anforderungen und impliziten Normalitätsvorstellungen nicht entsprechen bzw. deren Wissen und Kompetenzen in diesem Kontext nicht anerkannt werden. Daraus resultiert eine symbolische und strukturelle (Ver-)Besonderung, die ihrerseits wiederum zu institutionellen und strukturellen Benachteiligungen und Diskriminierungen führen kann (vgl. Pohl/Walther 2006; Berger/Kahlert 2008; Gomolla/Radtke 2009; Mecheril/Melter 2009; vgl. auch Kapitel 1.4).

Damit wird deutlich, dass neben der zeitlichen Dimension für die Biographie ebenso das Soziale bzw. die jeweilige Verortung im sozialen Raum eine bedeutsame Rolle spielt. Denn Biographien sind immer auch in ein gesellschaftliches Bedingungs- und Bedeutungsgefüge eingebettet (vgl. Riegel 2004 u. 2010). So sind für die Gestaltung des Lebens sowohl lebensweltliche Kontexte, wie familiäre Beziehungen, Peer-Groups, Communities und die damit verbundenen kollektiven Orientierungen, als auch Institutionen, wie die Schule oder der Arbeitsplatz und das berufliche Umfeld, und die damit verbundenen institutionalisierten Vorgaben und Normalitätserwartungen bedeutsam. Die einzelnen Subjekte haben sich im Verlauf des Lebens mit sozialen Diskursen und Repräsentationen – u. a. über den Stadtteil, bestimmte soziale Gruppen oder Themen wie Einwanderung – sowie mit gesellschaftlichen Bedingungen, wie (z. B. arbeits- oder aufenthalts-)rechtlichen Bestimmungen, sozialstaatlichen Maßnahmen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, und Politiken im nationalen und internationalen Kontext auseinanderzusetzen. Diese Räume und Diskurse werden durch historisch entstandene gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse strukturiert. Subjekte werden in diesem – in mehrfacher Hinsicht segmentierten und umkämpften – gesellschaftlichen Raum sozial positioniert. Dies bedeutet, dass sie aus einer bestimmten sozialen Positionierung heraus, die sich im Laufe des Lebens und auch je nach Situation und Kontext verändern kann, ihre Perspektiven auf das Leben, ihre eigene Biographie und